

# horizont E

Das **evangelische** Magazin im Oldenburger Land



## Zeit für Gottesdienst

Pfarrer Folkert Fendler über den Platz des Gottesdienstes im heutigen Zeiterleben



## Traditionen: Feste Wurzeln im Herzen

Taufkleid, Lieder, neue Interpretationen – Rituale gehören selbstverständlich dazu



## Traditionen im Wandel Oder: Warum Tradition im Trend liegt

## Fair gehandelter Blumenschmuck



*Marie Halbach: Auch Wiesenblumen mit fair gehandelten Rosen ergänzt sind ein hübscher Schmuck.*

Zu vielen Anlässen – etwa Trauerfeiern oder Geburtstage – gehören Blumen einfach dazu. Auch zu Gottesdiensten sind frische Blumen auf dem Altar gar nicht wegzudenken.

Und doch sind die wunderschönen Blüten nicht unproblematisch: So werden Schnittblumen häufig in fernen Ländern unter menschenunwürdigen Bedingungen angebaut, weiß Marie Halbach von der Projektstelle „Zukunft einkaufen“ im Kirchenkreis Friesland-Wilhelmshaven. Fast bedenkenlos können im Sommer Blumen aus der hiesigen Region verwendet werden. Doch nur rund 20 Prozent des Bedarfs an Schnittblumen kommt aus heimischem Anbau. Viele Blumen stammen aus Asien, Afrika und Südamerika, wo sie unter dem Einsatz großer Mengen von Chemikalien und bei schlechter Entlohnung gezogen werden.

„Hier scheinen fair gehandelte Rosen, denn es gibt hier derzeit nur Rosen, ein Ausweg zu sein“, sagt Marie Halbach. Diese Lösung sei aber kein „Königsweg“. Denn beim fairen Handel werde zwar auf Arbeitsbedingungen und Entlohnung geachtet, nicht aber auf eine bessere Umweltbilanz.

Marie Halbach arbeitet in den Kirchengemeinden darauf hin, anzuerkennen, dass auch weniger Blumen ein hübscher Schmuck sein können. Wenn in erster Linie heimische Produkte ausgewählt werden und nur dann, wenn es keine Alternative gebe, fair gehandelte Rosen eingesetzt würden, sei schon viel gewonnen, sagt sie. Gleichwohl sei es ein langer Weg, die gewachsenen Traditionen bei diesem Thema zu verändern. *Annette Kellin*



*Fair gehandelte Rosen sind bisher nur in sehr wenigen Geschäften zu finden. Dieses prächtige Rosenbukett in der Vareler Schlosskirche stammt von Blumenpark Schütte in VareL.*



Über den Spagat zwischen klassisch und cool, Klassiker und Sondermodell, Verpackung und Inhalt sowie die Frage, wie intensiv Kirche mit der Zeit gehen muss, diskutierten die Trendforscherin Kirstine Fratz, ffn-Programmdirektorin Ina Tenz, Bildungsreferentin Eva Brunken und Pastor Nico Szameitat.  
**Mehr auf den Folgeseiten**

Dass Kinder im evangelischen Kindergarten Kpalimé in Togo lernen, respektvoll miteinander umzugehen, ist Teil eines von Brot für die Welt geförderten Projektes. Auch in der oldenburgischen Kirche könnten Kinder zu Friedensengeln werden, indem sie die Kinder in den afrikanischen Ländern unterstützen.  
**Mehr auf Seite 7**



Der Umgang mit biblischen Texten im Gottesdienst ist Thema des Beitrages „Die Macht des Wortes“. Für Bischof Jan Janssen steht fest: Gottesdienste brauchen zugleich Grundregeln und Spielräume.  
**Mehr auf Seite 8**

## Impressum

„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.  
Herausgeber:  
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg  
Mitarbeit:  
Anke Brockmeyer, Folkert Fendler, Dirk-Michael Grötzsch, Uwe Haring, Frek Hinrichs, Jan Janssen, Annette Kellin, Willfried Kürschner, Hans-Werner Kögel, Ute Pukropski und Andrea Schrimm-Heins  
Bildnachweise:  
Christian Binder, Anke Brockmeyer, Brot für die Welt, Dirk-Michael Grötzsch, Uwe Haring, Frek Hinrichs, Annette Kellin, Königsworth Medienbüro, Peter Kreier, Marcel Kuchler, Jens Schulze sowie Privatfotos

Gestaltung/Produktion:  
Andrea Horn, Evangelisches MedienServiceZentrum Hannover, Lutherisches Verlagshaus GmbH  
Anschrift:  
„horizont E“, Philosophenweg 1, 26121 Oldenburg  
Druck:  
Sachsendruck Plauen GmbH  
Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.



## Editorial



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Traditionen unterliegen dem ständigen Wandel und sind dennoch im Trend, gehören wie selbstverständlich zu unserem Leben dazu. Dass auch die moderne Kirche sich ihrer Tradition bewusst sein muss, Neues wie auch Wiederholungseffekte bieten sollte und dabei ein einmaliges Potenzial besitzt, das belegt insbesondere das Gespräch zwischen Trendforscherin, Programmdirektorin, Bildungsreferentin und Gemeindepastor in dieser Ausgabe.

Um das Verhältnis von Tradition und Trend geht es aber auch beim Umgang mit biblischen Texten im Gottesdienst. Was hilft uns weiter in unserem Bemühen um zeitgemäße Übersetzung?

„horizont E“ geht der Frage nach, wie der jahrhundertealte Gottesdienst angesichts der weit verbreiteten „I-like-Genuss-sofort-und-jederzeit-Mentalität“ und heutigem Zeiterleben seinen Platz finden kann.

Ob Themen wie die Renaissance des Plattdeutschen oder die zahlreichen Traditionen und Rituale, denen wir in den Regionen der oldenburgischen Kirche begegnet sind – diese Ausgabe bietet Ihnen eine spannende Lektüre.

Im Namen der Redaktion wünsche ich Ihnen ein frohes Weihnachtsfest und ein gesegnetes neues Jahr!

Dirk-Michael Grötzsch

## Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Als Friedensengel unterwegs	Seite 07
Die Macht des Wortes	Seite 08
Zeit für Gottesdienst	Seite 10
Plattdeutsch – ein Plädoyer	Seite 12
Ein Taufkleid voller Geschichte	Seite 13
Rituale geben Sicherheit	Seite 15
Eine Kirche verlässt das Dorf	Seite 18

# Warum Tradition im Trend liegt



Ina Tenz



Kirstine Fratz

Bloß keine Experimente im Gottesdienst. Struktur und Rituale sind wichtig, geben Halt. Das Leben ist schon unruhig genug. Stimmt. Aber Kirche muss auch mit der Zeit gehen, muss junge Menschen erreichen und überraschen. Nur Mut bei Inhalt und Ablauf der Gottesdienste. Stimmt das etwa nicht? Doch – beide Positionen sind richtig, sagt Kirstine Fratz. „Grundsätzlich haben wir alle Angst vor Veränderungen“, weiß die Hamburger Trendforscherin. „Aber genauso haben wir alle auch ein großes Bedürfnis nach Veränderung.“ Tradition oder Trend? Sowohl als auch.

Pastor Nico Szameitat schafft den Spagat zwischen klassisch und cool. Er ist Mitglied der evangelischen Michaelsbruderschaft, die sich in den 1920er-Jahren formierte und sehr auf Liturgie bedacht ist. „Ich muss nicht für jeden Gottesdienst einen neuen irischen Reisesegen finden“, spricht sich der Pfarrer der Evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Heppens (Wilhelmshaven) auch dafür aus, „das Vaterunser nicht in die heutige Sprache zu übersetzen“.

Ganz schön konservativ also, dieser Pfarrer. Und zugleich total progressiv. Denn Szameitat fordert seine Gemeinde auch zu Experimenten heraus, bringt sie etwa mit seiner Dialogpredigt beim 19. GoSpecial im Kulturzentrum Pumpwerk zum Klatschen und zum Lachen – weltweit anzuschauen bei YouTube im Internet. Pastor Szameitat hat „eine Abneigung gegen Floskeln“, schreibt seine Gebete am liebsten selbst. Und zwar höchst poetisch. Tradition oder Trend? Weder noch, sondern sehr bewusste Ansprache verschiedener Zielgruppen mit verschiedenen Stilmitteln: „Ich kann nicht in einem einzigen Format sonntags von 10 bis 11 Uhr alle Leute begeistern.“

Doch genau das und mehr versucht Ina Tenz. Die Programmdirektorin des Privatsenders ffn muss stets und ständig möglichst viele Menschen erreichen. Wo auch immer. Und wie? „Was uns im Wettbewerb unterscheidet, ist das Wort.“

Das Wort macht zwar im ffn-Programm kaum mehr als 20 Prozent aus, doch allein an der Musik kann man keinen der großen Radiosender erkennen. „Also investieren wir sehr viel Kraft, sehr viel Zeit, sehr viel Konsequenz und sehr viel Marktforschung nur in dieses Wort.“ Mit großem Quotenerfolg.

Ina Tenz setzt also auf die Macht der Worte, widmet sich der Sprache strategisch. Die Herangehensweise ist bei allem Aufwand eigentlich simpel: „Man muss seine Zielgruppe kennen und darf nicht von sich selbst ausgehen.“ Noch eine Erkenntnis: „Beim Zuhören sind die ersten sieben Sekunden entscheidend.“ Was anspruchsvolle Themen und Gedanken keineswegs ausschließt, „denn man muss dafür ja nicht unbedingt auch eine anspruchsvolle Sprache wählen“. Hauptsache, die Präsentation ist authentisch.

„Wort und Musik sind für mich meist ein gemeinsames Spiel“, erklärt Eva Brunken und meint dabei weniger die Musik im Radio, sondern eher die im Gesangbuch. „Obwohl ich Liedtexte auch als Gedicht nehmen kann, als Poesie.“ Zugleich mag sich die Bildungsreferentin aus dem Landesjugendpfarramt der oldenburgischen Kirche „auch auf Musik einlassen, deren Worte ich nicht verstehe“.

Noch so ein Sowohl-als-Auch – nicht nur in Bezug auf Musik. „Die biblischen Worte haben ihr Recht, auch in einer alten, einer sperrigen Sprache ausgedrückt zu werden und interpretationsbedürftig zu sein.“ Gottes Wort muss für Eva Brunken zwar nicht nur in der heutigen Sprache formuliert sein, „aber ich mag klare, möglichst eindeutige Sätze.“ Auf die Frage nach einer empfehlenswerten Bibelübersetzung rät sie zur BasisBibel fürs Neue Testament. „Die Antwort hatte ich erhofft“, freut sich Nico Szameitat und verweist aufs Internet, wo die Basis-Bibel komplett zu finden ist.

Vier Profis im Umgang mit dem Wort denken gemeinsam nach über Wirkung und Wandel der Sprache. Sitzen im

Restaurant „Schwan“ am Oldenburger Hafen und lassen das Mobiltelefon in der Tasche. Gutes Stichwort für Eva Brunken: „Die Jugendsprache heute hat sehr viel mit facebook und Kurznachrichten zu tun – sie ist mir damit aber auch fremd.“ Nicht nur Kürzel und Begriffe, „auch ganze Satzstellungen“. Das interessiert die Bildungsreferentin, das findet sie spannend. Und sie kommt mit Jugendlichen darüber ins Gespräch. „Aber ganz klar – meine Sprache ist das nicht.“

Kirche und facebook – da ist Kirstine Fratz skeptisch. „Ich glaub’ nicht, dass eine Gemeinde dabei sein und vielleicht sogar noch twittern muss.“ Sofort kontert Nico Szameitat: „Die Organisation der Jugendarbeit funktioniert nur noch über facebook.“ Und mehr noch: „Wenn ich eine Predigt geschrieben habe am Samstagabend, dann stelle ich den Anfang bei facebook rein – als Predigt-Preview.“ Zum Ausstieg der Hinweis auf die Fortsetzung im Gottesdienst am Sonntag. „Und zwei, drei Jugendliche kommen dann manchmal tatsächlich, nur um zu erfahren, wie’s weitergeht. Klar“, räumt der Pastor ein, „manche sagen, das sei manipulativ. Aber ich liebe es, damit zu spielen.“

Und was ist mit Kirche im Radio? Die überzeugte Katholikin Ina Tenz weiß vom Wunsch der Hörerschaft nach Lebenshilfe, nach Orientierung, nach Interaktion. Und genau den erfüllt auch der Evangelische Kirchenfunk Niedersachsen. Der ekn beliefert ffn mit Beiträgen und Sendungen, die Programmdirektorin freut sich über die Zusammenarbeit: „Kirche soll ihren Markenkern auch im Radio erfüllen.“

Für Trendforscherin Kirstine Fratz ist es kein Wunder, dass Kirchenbeiträge im Hörfunk ihr Publikum erreichen: „Es gibt ein großes Bedürfnis nach Spiritualität.“ Sagt sie nicht nur so, begründet sie auch. „Diese ewige Selbst-Optimierung, diese Individual-Konkurrenz – das ist so anstrengend für den Einzelnen.“ Ob Kopf oder Geist, ob Ausbildung oder Aussehen, ob „ein weiterer Bachelor in Chicago oder eine neue Nase“: Das sei „alles eine Richtung – nämlich, mich auf dem Markt bestmöglich zu platzieren“. Und dann? „Dann kommt die unglaubliche Erschöpfung.“

Früher oder später merkten alle, „dass auch Selbstverwirklichung eine Utopie ist, die sich irgendwann selbst entmystifiziert“. Was folgt, sei „eine Sehnsucht, dass da etwas sein muss, was größer ist als ich“. Die Kulturwissenschaftlerin hat einst einige Semester Religionswissenschaften studiert, der Kirche macht sie Mut – nicht trotz der Traditionen, sondern gerade wegen der klaren Regeln: „Diese Ritualisierung hat heutzutage was unheimlich Entlastendes.“

Was auch für Kinder gilt und längst nicht in lebenslangen Erfahrungen begründet sein muss. Eva Brunken: „Schon für den Kindergottesdienst braucht es eine feste Liturgie mit Ritualen.“ So vermittelt sie es den Teams. „Das hat auch mit Heimat zu tun – mit dem Wissen, hier bin ich gut aufgehoben.“ Eben auch in einem Kindergottesdienst, „wo eine Geschichte, die gut erzählt wird, einen guten Platz hat, damit die Kinder sich von Anfang bis zum Schluss beheimaten können und gern wieder kommen“.

Perfekte Vorlage für die Trendforscherin, die einen Bogen schlägt: „Früher gab es eine Kinderwelt mit Phantasie und in Geschichten verpackt – das große emotionale Ahhh.“ Bei Erwachsenen aber „war alles ernsthaft und anstrengend“. Das habe sich gewandelt. „Nun wollen auch wir Erwachsenen dieses Ahhh, weil das schneller ins Blut geht.“ Gerade die jungen Studierenden „haben ein Defizit an Dingen, die überdauern“, beobachtet Dozentin Kirstine Fratz. „Die lesen Biografien von verstorbenen Persönlichkeiten auf Papier, die kaufen Antiquitäten, die beschäftigen sich mit ayurvedischen Tees und sammeln Jadesteine.“

Genau dieser Trend sei vor vielen Jahren vorhergesagt worden, berichtet Ina Tenz von einem Radiokongress Ende der 1990er in den USA. „Der Country-Lifestyle, dass man wieder Plätzchen backen wird, das ganze Heimelige, das Gesunde, die Kräuter – all das ist mittlerweile wirklich so gekommen.“

Und welchen nächsten Trend hat Kirstine Fratz jetzt schon ausgemacht? „Wir sehen, dass die Philosophie einen riesigen Aufwind bekommt.“ Die Psychologie hingegen befindet sich eher in der Krise. „Es sind Philosophen, die heute öko-



Pastor Nico Szameitat



Eva Brunken



nomische Betriebe und Regierungen beraten, sie verfassen Bücher über sehr komplexe gesellschaftliche Themen, in denen sie eine Lebenskunsthaltung propagieren.“ Siehe Richard David Precht mit seiner mächtigen Präsenz auf Bestsellerlisten und im Fernsehen.

„Das ist das Besondere an der philosophischen Sichtweise“, erklärt Kirstine Fratz. „Sie bleibt offen, gibt aber gleichzeitig einen Leitfaden.“ Denn das Suchen nach Orientierung treibe nahezu die ganze Gesellschaft um. „Viele ändern alle 20 Sekunden die Perspektive im Blick auf ihr Leben“, spitzt es die Dozentin für Trendforschung zu. „Und die werden wahnsinnig.“ Knappe Formel: „Durch Individualisierung entsteht Orientierungslosigkeit.“

„Das können und müssen wir in der Kirche gut aufgreifen“, sieht Eva Brunken diese These als Bestätigung wie als Auftrag. Für viele Menschen sei das Bild von Kirche sehr eindimensional. „Wir geben doch Impulse und Anregungen in mehrere Richtungen, die aber allesamt Orientierung bieten.“ Das könne von einem Menschen kommen, aber auch „aus einem Musikstück oder von einem Video“. Und möglichst nicht als Einbahnstraße, sondern mit der Chance zum Gespräch. „Das zumindest punktuell im Gottesdienst einzusetzen, ist wirklich ein Gewinn“, betont die Fachfrau für Jugendkultur und Spiritualität. „Einen Dialog hinzubekommen – das möchte ich befördern.“

Bestätigung und Einspruch zugleich von Pastor Szameitat: „Dialog ja – aber ich kann auch nicht jeden Sonntag etwas Partizipatives machen.“ Es gebe viele Gottesdienstbesucher, „die wollen sich einfach berieseln lassen“. Die „möchten nicht ständig ihren Nachbarn anfassen oder ein Tralala erleben zu jedem Punkt“. Andererseits – und hier ist wieder dieses Sowohl-als-Auch – gebe es nicht mehr nur Kirchgänger, „die 20 Minuten mit geschlossenen Augen einem theologischen Vortrag zuhören“.

Wie Nico Szameitat diesen vermeintlichen Widerspruch löst? Allein schon mit seiner Grundeinstellung: „Die Gemeinde feiert Gottesdienst – und nicht der Pastor hält einen Gottesdienst.“ Alle seien je

nach persönlichem Bedürfnis beteiligt. „Und sei es, dass sie einfach singen und beten.“ Ja, sagt Eva Brunken. „Je nach Alter und Milieu kann die Beteiligung sehr unterschiedlich aussehen.“

Für Jugendliche sei es wichtig, dass der Gottesdienst auch von Gleichaltrigen mit vorbereitet und getragen wird. „Auch die Predigt und die vielleicht sogar als Dialog.“ So wirbt die Bildungsreferentin aus dem Landesjugendpfarramt für Gottesdienste, die alle zwei Monate stattfinden „und mit großem Aufwand von 30 oder 40 Personen vorbereitet werden“. Für diese Gruppe „spielt das Thema dann auch über sechs Wochen eine bestimmte Rolle im Leben“. Eine solche Relevanz „kann kein einstündiger Gottesdienst entfalten, der von drei Personen gehalten wird“.

Die Diskussionsrunde im Hafen kommt aus unterschiedlichen Blickrichtungen zu ein und derselben Erkenntnis: Gottesdienste müssen „Platz und Möglichkeiten bieten, das Heilige zu erspüren“ (Eva Brunken); auch die moderne Kirche „muss sich ihrer Tradition bewusst sein“ (Nico Szameitat); „mit einem Wiederholungseffekt, dass ich zumindest den Ablauf kenne“ (Ina Tenz). Und mit nur geringer Distanz urteilt Trendforscherin Kirstine Fratz: „Sie haben da – ganz kommerziell gesprochen – eine Einmaligkeitsposition und irrsinniges Potenzial.“ Medienfrau Tenz nennt es wieder den „Markenkern der Kirche“.

Einigkeit bei den beiden Kirchenleuten Eva Brunken und Nico Szameitat dann auch in praktischen Fragen: Es braucht für den Gottesdienst im friedlichen Nebeneinander unterschiedliche Formate, aber niemand darf sich verbiegen. Es braucht den Klassiker wie das Sondermodell, aber bitte authentisch und nie anbietend. Eva Brunken wirbt für Orte und Anlässe, „wo Menschen ihrem Glauben nachspüren können und dabei ein Resonanzfeld bekommen“. Und natürlich hat Nico Szameitat gerade dann den Inhalt im Blick, wenn er sagt: „Die Verpackung muss stimmen.“ Lauter Widersprüche? Ganz im Gegenteil. Genug gute Gründe für Experimente im vertrauten Umfeld.

*Das Gespräch hat Uwe Haring moderiert.*

# Als Friedensengel unterwegs

Im evangelischen Kindergarten Kpalimé in Togo gehen die Kinder respektvoll miteinander um. Das ist ungewöhnlich in einem Land, das von Bürgerkrieg, Hass und Gewalt gekennzeichnet ist. Gemeinsam lernen die westafrikanischen Kinder, wie sich Konflikte gewaltfrei lösen lassen. „Frieden: das ist ein großes, aber für die Kinder kein hohles Wort. Sie wollen keine Konflikte, sondern Harmonie. Und sie wissen inzwischen auch, wie man Frieden erzeugt“, sagt Erzieherin Abra Abotsi.



2.500 Kinder in 52 Kindergärten lernen in dem von Brot für die Welt geförderten Projekt, dass man tolerant zusammenleben und Konflikte gewaltfrei lösen kann. Auf diesen Kindern und weiteren Initiativen liegt die Hoffnung: Wenn sie lernen, Frieden zu schaffen, verändern sie Familien und die Gesellschaft. Ganz ähnlich funktionierte auch ein Theaterprojekt in der Demokratischen Republik Kongo. Einsatzort jugendlicher Friedensstifter sind die dichtest besiedelten Stadtviertel Kinshasas. Wegen ihrer Gefährlichkeit gelten sie als „Rote Zone“. Dort fehlt es an Wasser, Strom und Straßen. Hinter vielen Gewalttaten steckt die pure Not. Hier begann die Hilfsorganisation LIFDED den Menschen den Spiegel vorzuhalten: Jugendliche spielten in Theaterstücken vor, welche Grausamkeiten sie erlebt hatten. „Die Leute saßen heulend da“, erzählt Friedensstifterin Grâce Lula. Anschließend haben sie formuliert, welche Probleme sie zuerst angehen wollen: Gewalt, Armut und Aids. Der sehnlichste

Wunsch aber: „Wir wollen zur ‚grünen Zone‘ werden.“

In der oldenburgischen Kirche könnten Kinder zu Friedensengeln werden, indem sie die Kinder in den afrikanischen Ländern unterstützen. Sie können sich für ihre Tour von Haus zu Haus gerne auch wie Engel kleiden. Grund- und Vorschulkinder sollten beim Sammeln begleitet werden. Entweder von Eltern oder älteren Geschwistern und jungen Erwachsenen aus der Gemeinde.

Die Oldenburger Friedensengel sollen nicht mit leeren Händen an die Haustüren klopfen, sondern einen kleinen Friedensgruß mitbringen: ein Segen, geschrieben auf kleinen Papierflügeln, oder selbst gebackene Flügelkekse. Vielleicht gibt es auch Gruppen, die das neue Kirchenlied „Jeder Mensch braucht einen Engel“ an den Haustüren singen. Auf jeden Fall sollte das in der vorherigen Ausgabe von „horizont E“ veröffentlichte Lied fester Bestandteil der Aussendungsandacht der Engelkinder sein. Aber auch Konfirmanden und Jugendgruppen eignen sich als Friedensengel.

Damit die Aktion im Oldenburger Land beginnen kann, braucht es Organisatoren, die sich in den Gemeinden darum kümmern. Die Zeit zwischen Jahreswechsel und Schulbeginn ist ideal: Die Friedensengel sollten zwischen dem 3. und 6. Januar 2013 laufen. Material und Hinweise zur Organisation stehen im Internet bereit unter:

[www.aktion-friedensengel.de](http://www.aktion-friedensengel.de)

Bleibt nur zu wünschen, dass sich viele Friedensengel finden. Ebenso wie Menschen, die sie mit einer Spende für Brot für die Welt unterstützen.

*Frerk Hinrichs, Pressesprecher des Diakonischen Werkes der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg*



# Die Macht des Wortes

## Vom Umgang mit biblischen Texten im Gottesdienst

Am Anfang war das Wort – so der Auftakt des Johannesevangeliums und das Motto des Reformationsjubiläums. Gott sprach, es werde, und es ward. So könnte jede Gottesdienstvorbereitung beginnen. Vor allen eigenen Worten ist das Wort Gottes längst da. Sorgfalt in der biblischen Lektüre macht den Anfang, Respekt vor dem Subjekt dieses Wortes in allen Facetten ist die Folge. Ja, auch dieses Wort wird durch Menschen überliefert, weitergesagt, vorgelebt. Und doch bleibt es ein unverfügbares Wort, das nur gesprochen, gehört, gestaltet wird mit Gottes eigenem Zutun. Es ist kein Produkt eigener Kreativität, es lebt von der Kraft, die in guter alter Tradition Heiliger Geist heißt und den menschlichen Worten Leben einhaucht.

Was für die Predigt gilt, ist ebenso für das Verhältnis zwischen Tradition und Trend im Gottesdienst zu bedenken. Zunächst: es gibt da kein Entweder-Oder. Wie Gottes Wort Menschenworte braucht und in unsere Sprache einzieht, so ist eine Tradition immer neu zu prüfen. Trägt das Bewährte noch? Hat sich bloß Gewohnheit oder gar Bequemlichkeit eingenistet? Die Beobachtung, dass auch Traditionen aus Trends entstehen – oft in markanten Epochen oder Zeitenwenden – sollte uns für die Nähe zwischen beiden wach halten. Einen kleinen sprachlichen Hinweis gibt das Neue Tes-

tament, das für die Verben Überliefern und Ausliefern die gleiche griechische Vokabel nutzt (*παρὰδιδόναι*).

Die gleiche Wachsamkeit aber braucht es gegenüber gängigen Trends in gottesdienstlicher Gestaltung. Nicht jede aktuelle Drehung oder Wandlung hilft unserem Bemühen um zeitgemäße Übersetzung und anknüpfende Verständigung weiter. Bleibt eine neue Gestaltung an der Oberfläche oder erreicht sie tragfähige Tiefe? Führt ein Trend gar in die Enge, weil er nur ausgesuchte Milieus erreicht? Gut, wenn eine Variation die nötige Weite für Menschen bringt, die wir in unserem persönlichen Blickfeld als Adressaten nicht erwartet hätten.

Gottesdienste brauchen zugleich Grundregeln und Spielräume. Gottesdienstordnungen bilden den roten Faden, an dem sich beide Notwendigkeiten orientieren: Wiedererkennbarkeit und Heimat auf der einen, Flexibilität und geerdete Vielfalt auf der anderen Seite. Eine gute Agenda bietet eine Palette von Gestaltungsmöglichkeiten, die dem Gesamtkunstwerk Gottesdienst wie eine farbige Kolorierung der bleibenden Grundierung ein je besonderes Gesicht geben. In der Frage der Bibelübersetzungen halte ich die Luther-Ausgabe 1984 für den Gottesdienst weiter für maßgebend. Das schließt den besonderen, gut eingeführ-

ten Gebrauch anderer Übersetzungen nicht aus, sondern ein. Je persönlicher und eingespielter eine Gemeinde, desto mehr stellt sie sich einer besonderen Sprache – gerät aber auch in Gefahr, unter sich zu bleiben. Je öffentlicher und weitgreifender der Horizont eines Gottesdienstes, desto mehr kann eine vertraute Übersetzung auch seltenere Gäste beteiligen.

Ein paar praktische Schlussfolgerungen von einem, der viel herumkommt in der oldenburgischen Gottesdienstlandschaft: Die Predigt bezieht sich auf biblische Texte, die dann auch in gebräuchlicher Übersetzung gelesen werden sollten, allein schon, damit Zitate zwischen Text und Predigt anschlussfähig werden für Menschen, die nicht die Vorlieben dessen kennen, der gerade predigt. Ähnliches gilt für frei formulierte Einleitungen zu den Lesungen. Gibt es keine sorgfältige Absprache mit der Gastpredigerin, kann die den Text immer schon auslegende Einleitung in eine ganz andere Richtung gehen, als die ausgearbeitete Predigt es dann tun wird. Und zuletzt: Lassen wir doch die Zettelwirtschaft bei Lesungen! Zum Respekt vor dem überlieferten Wort gehört auch das sichtbare Lesen aus dem greifbaren Buch der Bücher.

*Bischof Jan Janssen*



## Kein Zufall

Nein, es ist kein Zufall. Es ist kein Zufall, dass zwei Frauen die Hauptrolle spielen im ersten Kapitel der Weihnachtsgeschichte bei Lukas.

Maria und Elisabeth – beide erwarten ein Kind, mit dem Gott Großes vorhat. So wie Elisabeth als alte kinderlose Frau ein Kind empfängt, so wird Maria, auch wenn sie zu keinem Mann eine Beziehung hat, schwanger.

Als Maria Elisabeth aufsucht, bewegt sich das Kind in deren Leib und sie spürt, dass Maria schwanger ist. Beide loben Gott. Von Elisabeth heißt es, sie habe mit lauter Stimme gesprochen. Und was da von Maria berichtet wird, ihr Lobgesang, das berühmte „Magnificat“, passt so gar nicht zu dem Bild der sanftmütigen Jungfrau, das in unseren Köpfen herumspukt. „Gott stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.“ (Lk1,51ff) Nichts Geringeres erwartet Maria von Jesu Geburt, von Weihnachten, als dass Gott eine Geschichte in Gang setzt, die auf neue Verhältnisse in der Welt abzielt. Er ermächtigt die Machtlosen. Das haben Maria und Elisabeth an sich selbst erfahren. Gott hat Elisabeth angesehen



und hat die „Schande der Kinderlosigkeit“ von ihr genommen. Und nicht nur das. Ihrem Sohn, Johannes dem Täufer, wird eine wichtige Bedeutung prophezeit. Auch mit Maria hat Gott eine Niedrige angesehen. Sie kommt aus einfachen Verhältnissen. Aber sie wird den Messias zur Welt bringen, keine Frau aus dem Geld- oder Priesteradel. Gottes Hinsehen gilt diesen beiden Frauen, und es gilt allen gesellschaftlich Benachteiligten und Unterdrückten dieser Welt.

Wie am Ostermorgen Frauen die ersten Auferstehungszeuginnen sind, so sind Frauen auch im Zusammenhang mit Jesu Geburt die Ersten, die in Gottes Pläne eingeweicht werden.

„Immer sind es in der Bibel die Frauen, die solche gefährlichen Lieder singen“, sagt Jürgen Moltmann in Bezug auf Marias Lobgesang. Woran das wohl liegt? Vielleicht daran, dass ihnen, früher gewiss noch mehr als heute, die Erfahrung, unsichtbar zu sein, am eigenen Leib spürbar war. Sie wissen deshalb, wie gut es tut, angesehen und wahrgenommen zu werden.

Bis heute ist Marias „Magnificat“ ein Lied der Ermutigung, ein Lied, das uns lehrt, nach den Wurzeln vieler Missstände zu fragen und Unrecht und Erniedrigung nicht als unveränderliches Schicksal hinzunehmen.

Nein, es ist kein Zufall, wie die Weihnachtsgeschichte bei Lukas beginnt.

*Dr. Andrea Schrimm-Heins  
Frauenbildungsreferentin der Ev. Frauenarbeit  
der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg*

## Marlen Haushofer: Die Wand

„Es ist schrecklich schwer, gerecht zu sein zu seiner eigenen Vergangenheit.“ – Eine namenlose Frau, die durch ein unerklärliches Ereignis von der Außenwelt abgeschnitten ist, erlebt das erste Weihnachtsfest in der neuen Lebenssituation. Sie denkt darüber nach, wie sie dieses Fest bisher erlebt hat: Als Kind, Frau und Mutter und jetzt mit Hund, Katze und Kuh in einer Jagdhütte in den Bergen, in einem größeren Umkreis, umgeben von einer durchsichtigen, unzerstörbaren und undurchdringlichen Wand, als scheinbar einzige Überlebende einer Katastrophe.

Mit ihr wird auch die Erinnerung an dieses Fest sterben. „Ich hatte das Alte

verloren und das Neue nicht gewonnen, es verschloss sich vor mir, aber ich wusste, dass es vorhanden war.“ Und dieses Wissen erfüllt sie mit einer „ganz schwachen und schüchternen Freude“. Es lohnt, den 1967 geschriebenen Roman „Die Wand“ von Marlen Haushofer (1920-1970) wieder zu lesen.

(Marlen Haushofer: Die Wand. List Taschenbuch. 8,99 EUR)

*Ein Buchtipf von Ute Pukropski,  
Buchhandlung Libretto, Oldenburg*



# Zeit für Gottesdienst



## Zur Person:

Pfarrer Dr. Folkert Fendler aus Oldenburg ist Leiter des Zentrums für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst. Das Zentrum ist eine Einrichtung der Evangelischen Kirche in Deutschland und hat im Sommer 2009 seine Arbeit im Michaeliskloster Hildesheim aufgenommen. Es hat das Ziel, die Ausstrahlungskraft des evangelischen Gottesdienstes zu stützen und zu stärken.

## Der Platz des Gottesdienstes im heutigen Zeiterleben

„Schönes Wochenende!“ – so lautet ein weltlicher Segensruf ab Freitagmittag, um die vergleichsweise neue Zeiteinheit „Wochenende“ einzuläuten. In kirchlichen Kreisen hört man diesen Ruf eher selten. Das Wochenende wird beargwöhnt. Macht es uns nicht den Sonntag, den jahrhundertalten Gottesdiensttag kaputt?

Wir sind weit davon entfernt, das Wochenende als eine kirchliche Zeiteinheit zu sehen. Und damit ebenso weit vom Zeitempfinden der Menschen, wahrscheinlich sogar von unserem eigenen. Am Wochenende gehen die Uhren anders. Es findet kein Schulunterricht statt, Ämter und Banken bleiben geschlossen, viele können ausschlafen. Das Wochenende dient dem Einkaufen und Konsumieren, dem Aufarbeiten von in der Woche liegen Gebliebenem, hier finden allerlei Veranstaltungen statt. In unserer Dienstleistungsgesellschaft müssen immer mehr Menschen auch am Wochenende arbeiten. Dennoch behält es im Empfinden der Menschen einen besonderen Charakter: Man lebt auf das Wochenende hin in wöchentlich neuer Sehnsucht nach der „eigentlichen“ Lebenszeit neben der pflichterfüllten Arbeitszeit. Der Samstag ist dabei die eigentliche Mitte des Wochenendes, genauer der Samstagabend: Zeitpunkt für Einladungen, Besuche kultureller Veranstaltungen, Diskobesuche, ausgiebiges Fernsehen.

Der Freitagabend dient dem Arbeitsausklang. Der Sonntagabend aber hat einen anderen Charakter. Schon am Nachmittag ziehen die ersten Freiberufler sich wieder in ihre Büros zurück, Schüler holen ihre unerledigten Hausaufgaben hervor, die Arbeitswoche wirft ihre Schatten voraus. Vielleicht ist der Tatort noch eine milieuübergreifende Restkonstante, mit der das Wochenende ausklingt, wenn schon nicht mehr Kirchengang, Braten und Sonntagsspaziergang den Sonntagablauf bestimmen. Man spricht von Wochenenddramaturgien, die

je nach sozialer Schicht und kultureller Prägung sehr unterschiedlich ausfallen. In fast allen spielt der Gottesdienstbesuch kaum eine Rolle. Der durchschnittliche Gottesdienstbesuch liegt ja auch nur bei etwa 3,8 Prozent.

Blicken wir über das Wochenende hinaus auf größere Zeiteinheiten. Früher bestimmten die kirchlichen Hochfeste das Zeitempfinden. Drei Tendenzen nehmen wahr, die die Bedeutung des kirchlichen Festkalenders mindern beziehungsweise ihn gar ersetzen. Das ist zum einen der Urlaub, zum zweiten der säkulare Festkalender und drittens die „I-like-Genuss-sofort-und-jederzeit-Mentalität“.

Der Urlaub ist eine soziale Errungenschaft. Er dient längst nicht mehr nur der physischen Erholung, sondern auch der Selbstverwirklichung. Auf ihm ruhen Hoffnungen auf ein ganz anderes, ein besseres Leben. Urlaub ist die „populärste Form von Glück“ (Opaschowski). Wie auf das Wochenende im Kleinen, so lebt man auf den Urlaub im Großen hin. Gerade die kirchlichen Feste (Ostern, Pfingsten, Weihnachten), mit den ihnen angegliederten Ferienzeiten werden für die Urlaubsplanung genutzt. Urlaubs- und Freizeitanbieter tun ein Übriges, um mit Osterspecials oder Pfingsttouren die eigentlich kirchlichen Feste mit neuen Inhalten zu füllen.

Mit „säkularem Festkalender“ meine ich Rhythmen, die das Erleben vieler Menschen heute stärker prägen als kirchlich gewachsene Strukturen: statt des Angelusläutens die Tagesschau, statt der Wochenschlussandacht die Sportschau am Samstag. Dass am Donnerstag immer die neuen Kinofilme herauskommen, wissen vermutlich mehr Menschen, als dass am 1. Advent das neue Kirchenjahr beginnt. Jährliche Freiluftfestivals, Bayreuther Festspiele, sommerliche Konzerteihen, örtliche Volksfeste erobern die Festtagskultur. In größeren Zeitrhythmen

gehören zunehmend auch Fußballweltmeisterschaft oder EM fast schon zur Festtagskultur. Wehe, ein Anbieter legt seine Termine auf Abende, an denen Deutschland spielt, oder gar aufs Finale. Weltliche Gedenktage (11. September oder andere Katastrophengedenktage, Tag des Mauerfalls, Jubiläen von Bach bis Bond) ersetzen die Gedenktage der Heiligen.

Die „I-like-Genuss-sofort-und-jederzeit-Mentalität“, die gewohnt ist, im Winter Erdbeeren zu verzehren, fragt sich, warum sie nicht im September Zimtsterne zu sich nehmen sollte. Warten aber ist eine Grundidee des liturgischen Jahres (Vorbereitungs- und Fastenzeiten), Erwartung kann als Grundhaltung christlicher Existenz gelten. Sie gerät in zunehmende Spannung zum alltäglichen Erleben, in dem Abwarten und Aufschieben als eher rückständig bewertet werden. Welche Folgerungen ergeben sich aus dieser Analyse des Zeitempfindens für unsere Gottesdienstkultur? Drei Reaktionen sind denkbar: dagegen angehen, ignorieren oder Tendenzen aufnehmen und sein eigenes Angebot einpassen. Patentrezepte gibt es wohl nicht. Jede Gemeinde muss ihren eigenen Weg finden. Meine Gedanken dazu sind die folgenden:

Gegen das tief verwurzelte Zeitempfinden anzupredigen, das man in sich selbst spürt, ist ein Kampf gegen Windmühlen. Das Wochenende ist kein Feind des Gottesdienstes, sondern sein Rahmen. Es gilt, zu erspüren, welchen liturgischen Gehalt die einzelnen Tage und Tageszeiten des Wochenendes in sich bergen. Heutigem menschlichem Empfinden würde es wahrscheinlich entsprechen, eine Wochenschlussandacht am Freitagabend zu feiern. Denn deren alter Sitz im Leben ist durch die Stellung des Samstags als Mitte des Wochenendes verloren gegangen. Auch Wochenschlussandachten im Kindergarten oder Kindergottesdienste am Freitagnachmittag passen vermutlich gut auf diesen Tag. Der Samstag ist meines Erachtens für normale, auch für alternative Gottesdienstformen nur bedingt geeignet. Allerdings ist er für Kasualgottesdienste prädestiniert. Taufen, Trauungen, ja, auch Beerdigungen erleichtern Angehörigen in der Mitte der freien Zeiteinheit „Wochenende“ eine Teilnahme an diesen

volkskirchlich so wichtigen Gottesdiensten. Auch Konfirmationen werden bereits häufiger an Samstagnachmittagen gefeiert. Gerade an dieser Stelle müssen die Verantwortlichen natürlich auch ihr eigenes Bedürfnis nach Work-Life-Balance in die Waagschale werfen. Beim Sonntag muss sensibel geschaut werden.

Unterschiedliche Zeiten bieten sich an. Schon in der Zeit der Aufklärung wurden Gottesdienste vorverlegt, etwa auf sieben oder acht Uhr, um Ausflüglern einen geistlichen Tagesbeginn zu ermöglichen. Wichtig ist nach wie vor die traditionelle Zeit um 10 Uhr, dann aber sollte es auch Gottesdienste am späteren Vormittag geben. Denn diese passen einfach besser zum sonntäglichen Frühstücksrhythmus vieler Menschen. Der Sonntagabend als Ausklang des Wochenendes und Ausblick auf die kommende Woche kann auch liturgisch eine besondere Qualität bekommen. Eine Stadt hat die Möglichkeit, die 10 Uhr-Monokultur aufzulösen und Vielfalt zu bieten, ohne sich zu überfordern. Grundsätzlich sollte der Sonntag als gemeinsamer Tag der Arbeitsruhe und einer verlässlichen Gottesdienstkultur auch mit dieser Vielfalt gestärkt werden.

Hinsichtlich der Tendenzen bei den größeren Zeitrhythmen und den kirchlichen Festtagen sind zum Teil Anknüpfung an das Verhalten der Menschen geboten, zum Teil aber auch das Festhalten an den gewachsenen Rhythmen. Über die Feiertage zu verreisen, werden wir den Menschen nicht ausreden können. Wenn wir aber selbst Urlaubsort sind oder Ausflugsort, gilt es, diese Zielgruppe der Gäste gut im Blick zu haben.

Die „I-like-Genuss-sofort-und-jederzeit-Mentalität“ mit ihrer Unlust am Abwarten und der Nivellierung der Zeiten mag ich nicht befördern. Sie ist für mich Verlust an Lebensintensität. Wir dürfen da wohl nicht oberlehrerhaft daherkommen (kein Osterschmuck in der Passionszeit, keine Weihnachtskekse im September, „Advent ist im Dezember“), sondern sollten einfach vorleben, wie Lebensqualität durch die Beachtung von Rhythmen steigt, und mit überzeugenden Aktionen („Sieben Wochen ohne“, „Der andere Advent“) werben.

*Pfr. Dr. Folkert Fendler*



*GoSpecial im Pumpwerk in Wilhelmshaven –  
Ein etwas anderer Gottesdienst*



# Platt – Renaissance der Mundart?



Am Bankschalter, in der Autowerkstatt, in der Wandergruppe des Heimatvereins, beim Sport – man hat im Alltag den Eindruck, dass immer öfter Platt gesprochen wird. Zahlreiche Schulen bieten Plattdeutschkurse an, Vorlesewettbewerbe werden durchgeführt, Lokal- und Regionalzeitungen enthalten regelmäßige Plattdeutschrubriken, Bühnen florieren, herausgestellt wird die wirtschaftliche Bedeutung des Plattdeutschen für Unternehmen, und im Internet sprießen Websites und Portale. Überdies wurde das Niederdeutsche durch die Europäische Sprachencharta (1999) geadelt, die es in den Kreis der europäischen Regionalsprachen aufnahm und dazu beitrug, dass es institutionell auf vielen Ebenen gepflegt und gefördert wird.

Manche sprechen von einer Renaissance des Plattdeutschen und meinen damit zwar nicht wörtlich seine „Wiedergeburt“. Denn der Tod ist bislang zum Glück nicht eingetreten, doch ist über die Jahrhunderte hinweg ein merklicher Rückgang zu beobachten: von der Sprache der Sachsen über die Hansesprache bis hin zur norddeutschen Umgangssprache neben und unter dem Hochdeutschen, deren „Ausrottung“ schon im 19. Jahrhundert gefordert wurde. Doch bis heute ist das Plattdeutsche weiterhin im Gebrauch (die Zahl der Menschen, die Platt sprechen, wird übrigens auf sechs Millionen geschätzt), und man kann, jetzt im weniger pointierten Sinn des Wortes „Renaissance“, von einer „Auffrischung“ sprechen.

In den 1970er-Jahren setzte nämlich eine Aufwertung der Dialekte insgesamt ein. Im Bildungswesen (inzwischen auch an den beiden Universitäten des Oldenburger Landes), im öffentlichen Leben, aber auch im kirchlichen Bereich wird der Mundart seither wieder ein größerer Raum zugestanden. Zeugnis dafür sind etwa plattdeutsche Bibelübersetzungen, Gesangbücher und gelegentliche Gottesdienste, wenn dadurch die Gemeinde

sprachlich nicht überfordert wird. Denn die Mehrheit spricht Hochdeutsch – der Anteil derer, die 2007 nach eigenen Angaben Platt sehr gut oder gut verstehen können (es also wenigstens passiv beherrschen), liegt für das nördliche Niedersachsen bei immerhin 50 Prozent.

Hinsichtlich der aktiven Beherrschung erfährt man allerdings aus Frerk Möllers Buch „Plattdeutsch im 21. Jahrhundert“, dass etwa 60 Prozent angeben, überwiegend oder nur Hochdeutsch zu sprechen. Am gravierendsten wirkt sich sicherlich die mangelnde Weitergabe des Plattdeutschen als Muttersprache von einer Generation an die nächste aus.

Die meisten Plattdeutsch-Muttersprachler dürften das Rentenalter erreicht haben, und es gibt nur wenige junge Eltern, die bereit und imstande sind, die Weitergabelücke zu füllen und ihre Kinder zweisprachig platt- und hochdeutsch aufwachsen zu lassen. Womöglich könnte aber die im Zuge der Globalisierung einsetzende neue Wertschätzung des Regionalen und Lokalen dem Plattdeutschen den Status einer geschätzten Zusatz- und Nischensprache bewahren.

*Prof. Dr. Wilfried Kürschner*

## Zur Person:

Wilfried Kürschner ist emeritierter Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik an der Universität Vechta; er leitet die Arbeitsstelle für Linguistische Dokumentation. Mit dem Niederdeutschen beschäftigt er sich im Arbeitskreis OM-Platt, dem zahlreiche Mitglieder des „Plattdütschen Kring“ angehören. Aus dieser Zusammenarbeit ist u. a. das Wörterbuch „Ollenborger Münsterland: Use Wörbauk“ (2009) hervorgegangen. Kürschner ist Mitglied des Gemeindegemeinderates Vechta.



# Traditionen: Feste Wurzeln im Herzen

Der Kirchengang am Heiligabend, der Grünkohl nach dem ersten Frost, die Kirschblüten in der Vase zum Osterfest, der Baum, den ein Vater für sein Kind pflanzt – Traditionen gehören selbstverständlich zu unserem Leben dazu. Manchmal rebellieren wir dagegen, meistens aber lieben wir sie tief in unserem Herzen, auch wenn wir sie manchmal spießig finden. Denn Traditionen geben Halt. Und sie begleiten uns ein Leben lang. „horizont E“ hat in den verschiedenen Regionen der oldenburgischen Kirche Augenblicke eingefangen, in denen Traditionen plötzlich ganz wertvoll werden. Auch oder gerade in unserer schnelllebigen Zeit.

## Bad Zwischenahn: Ein Taufkleid voller Geschichte

Die kleine Lina-Marie ahnt noch nicht, wie viel Familiengeschichte in dem Taufkleid steckt, das sie trägt. Bis zur Taufe ihrer Ur-Urgroßtante Frieda Rasch im Jahr 1915 lässt sich die Tradition des Kleides nachvollziehen. Mit dem Ur-großvater und dem Großvater stehen jetzt zwei Familienmitglieder mit am Taufbecken, die in dem Kleid als Baby selbst den kirchlichen Segen empfangen haben. „Es ist ein ganz besonderes Gefühl, diese Tradition von Generation zu Generation weitergeben zu können“, erklärt Jens Mailahn, der Vater von Lina-Marie. „Wir kennen die Menschen, die in diesem Kleid getauft worden sind, ihren Lebensweg, und verbinden mit dem Taufkleid die Hoffnung, dass auch das Leben unseres Kindes unter einem guten Stern steht.“

Eine Satinschärpe ist das auffälligste Detail an dem ansonsten schlichten Kleid, dessen kunstvoll aufgenähte Bordüren erst beim genaueren Hinsehen ins Auge fallen. „Darin steckt eine Menge Handarbeit“, sagt Lina-Maries Mutter Christine Rasch und streicht behutsam über eine der uralten Zierborten. Zwei Weltkriege hat das Kleid überstanden, schätzungsweise 20 Kinder sind darin getauft worden. Lina-Marie setzt die Reihe nun fort. „Ein schöner Gegenentwurf zu unserer schnelllebigen Zeit, in der nur noch wenige Werte Bestand haben“, findet Jens Mailahn.

„Diese Traditionen schaffen Verbindungen zwischen den Generationen, aber auch zwischen den Gemeindemitgliedern und ihrer Kirche“, sagt Pastor Christian Wöbcken, der sich freut, „dass die Tradition des vererbten Taufkleides im Ammerland noch sehr hoch gehalten wird.“ Und nicht nur das: Viele Ammerländer, die aus beruflichen Gründen nicht mehr in ihrem Geburtsort leben, kehren zur Taufe ihrer Kinder zurück, so die Erfahrung des Zwischenahner Pfarrers.

Den weitesten Weg, erzählt er, habe eine Familie unternommen, die aus Australien angereist sei, um die Kinder in „ihrer“ Kirche taufen zu lassen. „Traditionen helfen, in Kontakt zu bleiben“, so Wöbcken – manchmal sogar einmal um die ganze Welt.

Doch einige Traditionen verändern sich mit der Lebenswirklichkeit, weiß der Pfarrer und verweist auf die Aussegnungen, die früher in jedem Haus üblich waren. In einer Zeit, in der es kaum noch Großfamilien unter einem Dach gibt, die Menschen immer älter und oft pflegebedürftig werden, ist es nur wenigen vergönnt, in Ruhe zu Hause im Kreis der Familie zu sterben. „Jeder wünscht sich, in Geborgenheit zu sterben. Deshalb ist die Einrichtung von Hospizen eine wunderbare Entwicklung, weil die Menschen hier versorgt, aber nicht dem geschäftigen Treiben einer Klinik aus-



Tauffamilie mit Großvater und Urgroßvater



*Tatjana Troffmann ist eine der Russlanddeutschen, die in ihrer Kirchengemeinde eine neue Heimat gefunden haben. Die Gemeinden sind durch den Zuzug aus Osteuropa belebt worden. Einige Kirchen müssen sogar anbauen, wie die Kirche „Zum Schiffelein Christi“ in Molbergen.*

gesetzt sind“, findet Wöbcken. „Die ursprüngliche Art der Aussegnung können wir nicht zurückholen, aber das Hospiz ist eine gute Alternative – und entwickelt sich vielleicht zu einer neuen Tradition.“

Denn alles, was eines Tages zur Tradition wird, hat irgendwann seinen Anfang genommen – so wie das Taufkleid von Lina-Marie, in dem vor fast hundert Jahren ihre Ur-Urgroßtante gesegnet wurde.

## Molbergen: „Religion hat mir neue Wurzeln gegeben“

„Ich bin von meiner Oma im christlichen Glauben erzogen worden. Und obwohl in meiner Jugend in der UdSSR die Religion keine Rolle spielte, war das Bedürfnis, diesen Glauben zu leben, immer da“, sagt die in Kasachstan geborene Russlanddeutsche Tatjana Troffmann. Entsprechend viel bedeutete es ihr, in Molbergen nicht nur eine neue Heimat gefunden zu haben, sondern auch eine Kirchengemeinde, in der sie das Gefühl hat: „Das ist meine Gemeinde!“ Viele der alten Kirchenlieder, die im Gottesdienst gesungen werden, kennt sie noch von ihrer Großmutter. „Da werden Kindheits-erinnerungen wach.“

1994 kam die damals 30-Jährige ins Oldenburger Münsterland und erlebte hier erstmals – nach der langjährigen Unterdrückung der Religion in der Sowjetunion – ganz offen zu ihrem Glauben stehen zu können. Mit allen Konsequenzen hat sie sich in die Gemeinde eingebracht: 2001 ließ sie sich confirmieren, ihre Kinder wurden getauft, seit sechs Jahren engagiert sie sich im Gemeindegemeinderat. „Ich habe immer mehr Bezug zur Gemeinde bekommen. Hier mitzuwirken, tut meiner Seele gut“, erzählt sie. „Diese Nähe hat mir geholfen, hier neue Wurzeln zu finden.“ Auch beruflich engagiert sie sich in der Kirche: Die ausgebildete Musikerin leitet zwei Chöre und singt selbst im Gospelchor.

Das Gefühl, in der Kirchengemeinde „angekommen zu sein“, haben viele der zugezogenen Russlanddeutschen, weiß Pfarrer Dr. Oliver Dürr. Er koordiniert die Aussiedlerarbeit der oldenburgischen Kirche. „Die mittlere Generation ist überwiegend nicht mehr mit dem Christentum aufgewachsen, dennoch war der Wunsch nach dem Glauben immer da. Der Staatsatheismus hat in vielen Fami-

lien zu einem Abbruch dieser Tradition geführt, und die Jüngeren haben den Wunsch, hier wieder anzudocken.“ Entsprechend reagieren die Gemeinden auf die große Nachfrage: Es gibt Glaubenskurse für Erwachsene, im überwiegend katholischen Süddoldenburg boomen die evangelischen Gemeinden, weil der größte Teil der Russlanddeutschen lutherisch geprägt ist. „Wir haben in den vergangenen 20 Jahren Tausende getauft und confirmiert“, so Dürr. Oftmals komme der Wunsch nach Religion auch von den Kindern. „Sie bringen Geschichten aus dem Religionsunterricht in der Schule mit und fragen nach“, weiß der Pfarrer. „Was die jetzigen Großeltern nicht mehr an ihre Kinder weitergeben konnten, gewinnen diese jetzt durch ihre eigenen Kinder wieder. Doch den Glauben wieder fest in den Familien zu verankern, dauert ein Jahrzehnt“, ist seine Erfahrung.

Viele der Senioren, die in der Sowjetunion ihren Glauben praktiziert haben – wenn auch nicht öffentlich, sondern in privaten Versammlungen – hängen an der alten Begrifflichkeit: Sie nennen ihre Gottesdienste auch heute noch Versammlung, auch wenn sie längst in der Kirche oder im Gemeindehaus stattfinden. Der Einladung zum Kirchenkaffee oder zum Seniorenkreis allerdings stehen viele von ihnen skeptisch gegenüber. „Sie trennen klar zwischen kirchlichen Gottesdiensten und anderen Aktivitäten“, erklärt der Aussiedler-Seelsorger Heinrich Pister. „Beides miteinander zu verbinden, ist ihnen fremd.“

Die jetzige Jugend, so scheint es, hat zu den religiösen Wurzeln ihrer Vorfahren zurückgefunden: Das Gemeindeleben hat sich verjüngt, die Konfirmandenkurse sind zum Teil dreimal so groß wie noch vor zehn Jahren. Und auch die



Gottesdienste sind weitaus besser besucht als in anderen Teilen Oldenburgs. „Unsere Gemeinden sind durch den Zuzug belebt worden“, sagt Oliver Dürr. Nicht nur sie selbst habe in der Kirchen-

gemeinde eine neue Heimat gefunden, bestätigt Tatjana Troffmann, auch ihre Kinder seien hier zu Hause. „Sie empfinden es als ihren Glauben, ihre Kirche, ihren Pastor.“

## Oldenburg: „Rituale geben Sicherheit“

Wie wichtig Traditionen und Rituale für Kinder sind, sehen die Erzieherinnen und Erzieher im evangelischen Kindergarten Edewechter Landstraße in Oldenburg zurzeit an einem aktuellen Beispiel: Der Hort, 60 Jahre der Kita angegliedert, ist vor kurzem in die Grundschule umgezogen. Sowohl die älteren Hortkinder als auch die Kleinen sind traurig, verunsichert, nehmen Abschied. „Gerade Kinder brauchen Traditionen – je kleiner, desto mehr“, weiß Ina Struck, Leiterin der Einrichtung. „Kinder spüren Veränderungen sofort, da geben Traditionen und feste Gewohnheiten Sicherheit.“

Durch verlässliche Rituale – etwa eine gemeinsame Frühstücksrunde oder der ‚Treffkreis‘, in dem die Kinder von allem erzählen können, was ihnen am Herzen liegt – bekommt der Tag für die Kleinen Struktur. Deshalb setzt das Pädagogen-team auf „ganz starke Tagesrituale“, betont Erzieherin Christa Sörgel. „Das fängt schon mit einer netten, persönli-

chen Begrüßung an.“ Ein Ritual hier in der Kita ist den Kindern ganz besonders wichtig: das schlichte Kreuz im Eingangsbereich zu schmücken. Zu verschiedenen Gelegenheiten wird es passend dekoriert, abwechselnd sind die einzelnen Gruppen dafür verantwortlich. Die Kinder nehmen diese Aufgabe ernst, diskutieren darüber, nehmen sofort wahr, wenn sich etwas verändert hat.

Nach kürzester Zeit, so die Erfahrung von Ina Struck und Christa Sörgel, fordern die Kinder diese Rituale ein. „Selbst wenn sie feste Strukturen und Gewohnheiten von zu Hause nicht kennen.“ Denn: Traditionen werden seltener, feste Abläufe, klare Regeln und Grenzen seien in immer mehr Familien nicht mehr selbstverständlich, beobachten die Erzieherinnen. „Die Eltern stehen vielfach unter Zeitdruck, oft sind es deshalb die Großeltern – wenn sie in der Nähe leben –, die Traditionen überliefern und dadurch ein ganz besonderes Gefühl der Geborgenheit schaffen.“



*Laternen basteln – eines der Rituale, die sich durch das Kindergartenjahr ziehen und von den Kindern mit Spannung erwartet werden.*



*Viele alte Menschen messen dem Gottesdienst mit seinen vertrauten Strukturen einen besonderen Wert bei, weiß Seniorenheimleiterin Anita Tecklenburg (re. u.).*

Immer mehr mischen sich zudem Traditionen verschiedener Kulturkreise. Doch auch das Kennenlernen anderer Bräuche kann durchaus bereichern, so Ina Struck und Christa Sörgel. Und deshalb lassen sie ganz bewusst auch Kinder mit einem anderen kulturellen Hintergrund viel erzählen über ihre Rituale. Dass im Ramadan, der muslimischen Fastenzeit, abends die Großfamilie zusammenkommt und gemeinsam isst, warum und wie das Zuckerfest gefeiert wird – all das erfahren die Kinder entweder von ihren Spielkameraden selbst oder von deren Eltern, die sich die Zeit nehmen, im Kindergarten von ihrer Kultur zu erzählen. „Zu wissen, was dem anderen wichtig ist, und ihn dadurch vielleicht besser zu verstehen, ist

ganz wichtig“, findet Ina Struck. „Sich mit allen Unterschieden aufgenommen zu fühlen in der Gemeinschaft, trägt im Kleinen wie im Großen zum Weltfrieden bei.“

Das Kirchenjahr prägt den Ablauf in der Kita, auch regelmäßige Besuche in der benachbarten Kirche gehören untrennbar dazu. Zu Feiertagen wie Weihnachten oder Ostern wird gebastelt, die Kinder hören von der Geburt Jesu, seinem Tod und der Auferstehung, singen gemeinsam die traditionellen Lieder. Für die muslimischen Eltern, sagt Ina Struck, seien diese christlichen Themen kein Problem. „Sie stehen auf dem Standpunkt, ihre Kinder sollten ja schließlich die Traditionen des Landes kennen, in dem sie leben.“

## Wildeshausen: Halt in einer fremd gewordenen Welt

Wenn das Leben an Kontur verliert, wenn man nicht mehr weiß, wer man ist und wo, dann bekommen Traditionen einen besonderen Wert: Sie geben Halt. Im Leben demenzkranker Menschen ist eine dieser Traditionen der Gottesdienst, dessen altbekannte Lieder und Rituale ihnen vertraut sind.

„Mit einer bekannten Melodie ist plötzlich der Liedtext wieder präsent, viele alte Menschen müssen gar nicht ins Gesangbuch schauen“, weiß Silvia Duch. Die Pastorin in der Altenheimseelsorge in Wildeshausen und Ahlhorn erlebt immer wieder, wie wichtig die Gottesdienste für die Senioren sind – längst nicht nur, aber auch für Demenzkranke. „Gerade die Generation der jetzigen Senioren ist es gewohnt, regelmäßig Gottesdienste zu besuchen. Sie kennen viele Texte der Kirchenlieder, und das Langzeitgedächtnis funktioniert auch bei Demenzkranken oft hervorragend. Das Altbekannte gibt ihnen Sicherheit“, ergänzt Anita Tecklenburg, Leiterin des Seniorenheimes Johanneum in Wildeshausen, in dem Silvia Duch einmal im Monat Gottesdienste feiert. Einfache, kurze und auf Ritualen aufbauende Gottesdienste und anschließende Zeit für Gespräche seien dabei ausgesprochen wichtig, so die Pastorin.

Immer wieder sieht sie, welchen Wert die alten Menschen dem Gottesdienst beimessen, wie sie ihre beste Garderobe dafür aus dem Schrank holen, die Feier als zentralen Punkt betrachten. Entscheidend sei es, dem Gottesdienst eine klare Struktur zu geben, erklärt Silvia Duch. „Meine Predigt enthält meist einen Gedanken, oft anschaulich vermittelt durch ein Symbol, sowie bekannte biblische Erzählungen und Geschichten aus dem Leben“, sagt sie. Ganz wichtig sei eine wiedererkennbare Liturgie und eine persönliche Begrüßung und Verabschiedung per Handschlag.

Verlässliche Gesten, das ist auch die Erfahrung von Pastorin Dr. Ivonne Buthke, sind unverzichtbar im Umgang mit Demenzkranken. Sie hatte vor vier Jahren zum ersten Mal einen Weihnachtsgottesdienst für eine Demenzgruppe gehalten – und war überwältigt. „Es funktioniert, gerade weil der Fundus an Liedern und Ritualen zu Festen wie Weihnachten, Ostern oder Erntedank immens ist“, sagt sie. „Die Angehörigen erleben die Senioren plötzlich ganz anders als sonst – vielleicht ein bisschen wie früher. Das ist zwar oft nur ein Aufblitzen, aber es kann helfen, den Alltag künftig besser zu bewältigen“, so die Pastorin. Selbst wenn der kurze Moment der vertrauten,



Sicherheit gebenden Situation wieder verfliegen sei, bleibe ein Wohlbefinden. „Die Menschen öffnen sich, erzählen von früher, selbst ihre Körperhaltung ändert sich“, beschreibt sie die Wandlung, die der Gottesdienst auslösen kann. Werden auch künftige Generationen diesen Halt erleben können? Daran zweifelt Ivonne Buthke. „Die individuelle Le-

bensgestaltung macht es schwierig, einen gemeinsamen Nenner zu finden“, befürchtet sie. „Wir werden künftig bei demenziell erkrankten Senioren viel mehr über den Einzelnen wissen müssen, um Anknüpfungspunkte zu ihm zu finden.“ Nicht nur als Anker im Leben, auch als Sicherheit über den Tod hinaus seien regelmäßige Gottesdienste wichtig für

viele Senioren, diese Erfahrung hat Anita Tecklenburg in ihrem Berufsalltag gemacht: „Menschen, die Halt im Glauben finden, können ihren Ausgang aus dieser Welt beruhigt in Gottes Hand legen, weil sie wissen: Da kommt noch was.“  
*Zum Weiterlesen: „Für den Augenblick“, Ivonne Tholen (heute Buthke) und Ursula Plote, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht*

## Wilhelmshaven: „Traditionsschatz neu interpretieren“

Mit Traditionen zu brechen, sorgt immer für einen Aufschrei der Empörung, weiß Frank Morgenstern. Doch manchmal kann man nur auf diesem Weg etwas Neues entstehen lassen. Wie in der Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven, wo Frank Morgenstern Pastor ist. Die alte Militärkirche sei in den 1920er- und 1930er-Jahren wie ein Museum gewesen, erzählt er. „Voller Flaggen, großen Wappen und Tafeln.“ Die Nationalsozialisten nutzten die Kirche zur feierlichen Verabschiedung ihrer Toten. Nach dem Krieg wandelte sich die Stadt Wilhelmshaven – und mit ihr die Kirche. Längst sind es die Zivilisten, die in die Gottesdienste kommen. Die Flaggen sind konservatorisch gesichert, einige werden dauerhaft exemplarisch auf der neuen Südepore gezeigt. Und die Tafeln, die unter anderem an die Kolonialisierung im damaligen „Deutsch-Südwest“, dem

heutigen Namibia, und die dabei ums Leben gekommenen Deutschen erinnern, sind ergänzt worden: Seit 2006 gibt es auch eine Gedenktafel für die getöteten Herero und Nama.

„Etwas zu verändern ist immer eine Grundsatzfrage“, weiß Frank Morgenstern. „Und am meisten halten diejenigen an den Traditionen der Kirche fest, die keine regelmäßigen Kirchgänger sind.“ Die Kirche sei ein Anziehungspunkt, betont er. „Und wir verstehen sie als Ort der Kultur. Wir gehen mit dem Traditionsschatz um und interpretieren ihn neu.“ In dem heutigen Bischof Jan Janssen fand Morgenstern in den 1990er-Jahren einen ersten Mitstreiter für diese neue Richtung in der Kirchengemeinde, sein jetziger Kollege Bernhard Busemann geht den Weg ebenfalls mit. Mit Projekten wie der „Theaterkirche“,

in der gemeinsam mit dem Wilhelmshavener Theater aktuelle Stücke vor dem Altar vorgestellt werden, sorgt die Gemeinde regelmäßig für Schlagzeilen. „Alle Kulturschaffenden können hier ihr Programm machen, aber wir rahmen es ein mit der Begrüßung und dem abschließenden Segen“, macht Morgenstern deutlich. „Es ist unglaublich, wie viele Menschen sich jedes Mal für den Segen bedanken.“

300 Besucherinnen und Besucher sind zu Veranstaltungen dieser Art keine Seltenheit. Noch weitaus mehr Menschen erreichen die Gemeindepfarrer mit ihren „Passionspunkten“, die seit 2001 jedes Jahr in der Karwoche veranstaltet werden. Im Gedenken an den Leidensweg Jesu treffen sich die Teilnehmenden in der Woche vor Ostern jeden Tag an einem besonderen Ort in Wilhelmshaven,



In Gottesdiensten wie dem GoSpecial geht die Christus- und Garnisonkirche neue Wege.



Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven



der geschichtlich mit Leiderfahrungen zu tun hat. Sie gehen auf Schiffe, treffen sich an sozialen Brennpunkten – oder auch mal auf dem Dach des ehemaligen Karstadt-Gebäudes, wo im Zweiten Weltkrieg eine Flakstellung aufgebaut war. „Mit den Passionspunkten haben wir begonnen, besondere Andachten auch außerhalb der Kirche anzubieten“, so Morgenstern. Ein Weg, den die Pastoren – gemeinsam mit ihren Kollegen aus der Nachbargemeinde Heppens – mit

den Sondergottesdiensten „GoSpecial“ weiterverfolgen. Seit sechs Jahren findet diese außergewöhnliche Form des Gottesdienstes im Kulturzentrum „Pumpwerk“ statt. „Wir nutzen die Chance, die diese Aktionen bieten, um die Leute zu erreichen und im Gespräch zu bleiben.

Gerade mit dem GoSpecial sprechen wir jene an, die eigentlich der Kirche nicht mehr so verbunden sind oder Kirche gern anders erleben möchten“, so Mor-

genstern. Denn hier erleben sie Kirche auf dem Prüfstand: Zwei Pastoren bereiten das Thema im Dialog auf, ergänzt mit Theatergruppen und Bands, und stellen sich einem anschließenden Kreuzverhör. Und der traditionelle Gottesdienst am Sonntagmorgen? Den gibt's weiterhin. „Das war eine große Sorge in der Gemeinde, dass dieser Gottesdienst gekappt wird. Doch das wird nicht passieren. Dieser Gottesdienst bleibt eine wichtige Säule“, betont Morgenstern.

## Einswarden: Eine Kirche verlässt das Dorf

„Für die Leute ist klar: Wenn jetzt auch die Kirche geht, wird der Ort tatsächlich allmählich aufgegeben“, fasst Jutta Molitor in Worte, was viele empfinden. Der Ort, das ist Einswarden, ein Stadtteil von Nordenham, der den demografischen Wandel mit Wucht zu spüren bekommt. Junge Menschen ziehen nicht mehr her, nur die Älteren bleiben zurück. Viele Wohnungen stehen leer. Es ist keineswegs so, dass die Kirche seit hunderten von Jahren zum Stadtbild gehört hätte. Erst 1978 hat Einswarden mit der Friedenskirche ein eigenes Gotteshaus bekommen, es ist eher ein Zweckbau als eine sakrale Schönheit. Und dennoch: Die Kirche gehört ins Dorf. Das wird der Vorsitzenden des Gemeindekirchenrates Jutta Molitor, und ihrem Stellvertreter Klaus Kuhnert in Gesprächen mit den Gemeindegliedern immer wieder deutlich. „Es hat keinen Protest gegeben,

dafür ist die Geschichte unserer Kirche zu jung“, sagt Jutta Molitor. „Aber die Menschen sind traurig. Sie verbinden mit der Kirche Höhepunkte ihres Lebens. Hier sind sie getauft und konfirmiert worden, haben vielleicht auch in dieser Kirche geheiratet.“

Das langsame Sterben der Kirche begann 2005. Damals war klar, dass einer der Pfarrbezirke – zur Kirchengemeinde Blexen gehören Einswarden, Friedrich-August-Hütte und Blexen – würde auf eine Pfarrstelle verzichten müssen. Als der Pfarrer aus Einswarden ging, wurde die Gemeinde von seinen beiden Kollegen mitversorgt. Die Mitgliederzahlen lagen damals unter 2.000, Tendenz weiter fallend. Den Schritt, einen Pfarrer einzusparen, kann Jutta Molitor nachvollziehen, aber: „Die Menschen waren zwar seelsorgerisch betreut, doch einen

eigenen Gemeindepfarrer zu haben, ist immer noch etwas anderes“, schränkt sie ein. Die Besucherzahlen in den Gottesdiensten gingen immer weiter zurück, schließlich wurde nur noch einmal monatlich ein Gottesdienst in Einswarden gefeiert. Dafür ein eigenes Gotteshaus vorzuhalten, sei wirtschaftlich nicht vertretbar, erklärt Klaus Kuhnert.

Nüchtern betrachtet ist für ihn die Entscheidung nachvollziehbar, emotional aber ist es ein schwerer Schritt, eine Kirche aufzugeben. Das spüren die Kirchenratsvorsitzenden auch bei den verbliebenen Gemeindegliedern. Als sie vor einigen Wochen mit einem Abschiedsgottesdienst das Ende ihrer Kirche offiziell machten, sei die Trauer spürbar gewesen, erzählt Jutta Molitor. Direkt neben der Kirche liegt die Grundschule. Früher wurden in der Friedenskirche Einschulungsgottesdienste gefeiert, das geht nun nicht mehr. Wächst da eine Generation heran, die Kirche und Gemeindeleben nicht mehr kennenlernen wird? Jutta Molitor überlegt kurz. „Das darf nicht passieren“, sagt sie dann nachdrücklich. „Darüber werden wir mit den Pastoren reden müssen.“ Das Gemeindehaus, ein imposanter Bau aus der Gründerzeit, ist bereits verkauft. Jetzt werden Interessenten für die Kirche gesucht. „Es wäre schön, wenn sich jemand fände, der hier Konzerte oder andere kulturelle Veranstaltungen anbieten würde“, wünschen sich die Gemeindekirchenratsvorsitzenden. „Dann bliebe die Kirche zumindest für alle offen.“

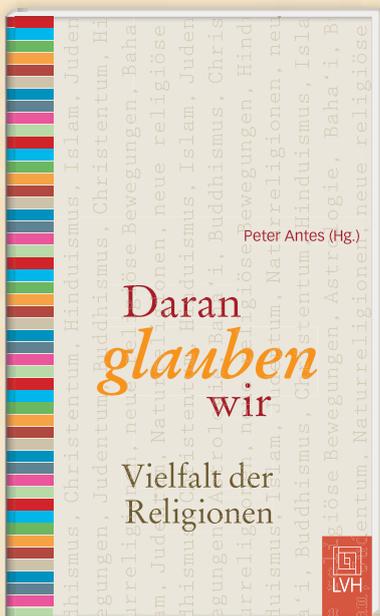


Termine gibt es hier nicht mehr – der Schaukasten der Kirche bleibt leer.

Texte „Aus den Regionen“: Anke Brockmeyer

# Einfach Evangelisch

Das Buchmagazin Ihrer Kirchenzeitung



## Peter Antes **Daran glauben wir** Vielfalt der Religionen

Für die Auseinandersetzung mit aktuellen politischen Ereignissen und der Frage nach möglichen Hintergründen bietet dieses Nachschlagewerk und Lesebuch einen Überblick über die kulturell-religiöse Vielfalt.

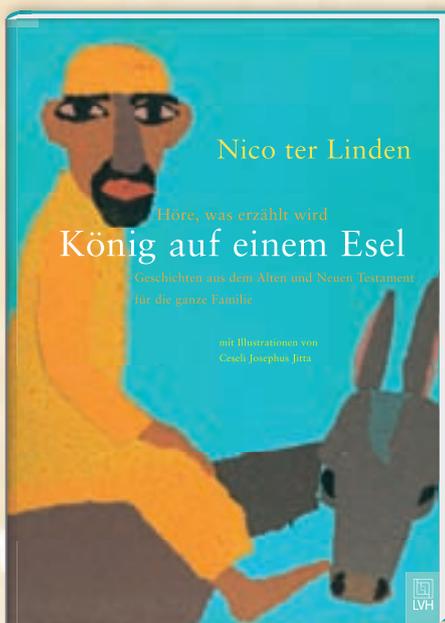
376 Seiten · gebunden · € 19,90  
ISBN 978-3-7859-1087-0  
Lutherisches Verlagshaus



## Hans Werner Dannowski **Der Himmel lacht** Bachs Kantaten im Rhythmus des Jahres

Ein heiteres Leben hat Bach wohl nicht geführt, schreibt der Autor in seiner Einleitung. Aber doch ein reiches Leben, aus dessen Fülle und Erfahrung wunderbare Musik entstanden ist. An 20 ausgewählten Kantaten lassen sich Bachs Biografie und seine musikalischen Einflüsse verfolgen. Und das Allgemeingültige in Bachs Kantatenwerk wird deutlich, das weit über seine Zeit hinausweist.

160 Seiten · gebunden · € 22,90  
inkl. CD · Spielzeit ca. 70 Minuten  
ISBN 978-3-7859-1090-0  
Lutherisches Verlagshaus



## Nico ter Linden **König auf einem Esel** Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament für die ganze Familie

Nico ter Linden versteht es, die uralten Geschichten der Bibel aktuell, spannend und zugleich poetisch zu erzählen. Leserinnen und Leser nehmen Anteil daran, was sie mit Jesus erlebt haben, was ihnen erzählt wurde und wie es sie bewegt. Wunderschön illustriert von Ceseli Josephus Jitta.

384 Seiten · gebunden · mit Lesebändchen · € 45,00  
ISBN 978-3-78591063-4  
Lutherisches Verlagshaus

Bücher bestellen mit kostenlosem Versand:

Telefon (0511) 1241-739 | Fax (0511) 3681098 | [www.bibli.com](http://www.bibli.com)

# Gute Nachrichten für den Norden



Machen Sie einem ganz speziellen Menschen eine Freude und verschenken die **Evangelische Zeitung**,

ab sofort für mindestens 12 Monate zum Bezugspreis von **76,80 Euro** (inkl. MwSt. und Zustellung).

**Direkt bestellen:** Tel. (0511) 1241-736  
[aboservice@evangelische-zeitung.de](mailto:aboservice@evangelische-zeitung.de)



**Evangelische Zeitung**

**Veritatem sequi et tueri iustitiam.**  
(Verfasser unbekannt)

*Man muss die Wahrheit suchen  
und auch die Gerechtigkeit  
nicht aus den Augen lassen.*